
Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte
Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Paris
(Institut historique allemand)
Band 23/3 (1996)

DOI: 10.11588/fr.1996.3.60420

Rechtshinweis

Bitte beachten Sie, dass das Digitalisat urheberrechtlich geschützt ist. Erlaubt ist aber das Lesen, das Ausdrucken des Textes, das Herunterladen, das Speichern der Daten auf einem eigenen Datenträger soweit die vorgenannten Handlungen ausschließlich zu privaten und nicht-kommerziellen Zwecken erfolgen. Eine darüber hinausgehende unerlaubte Verwendung, Reproduktion oder Weitergabe einzelner Inhalte oder Bilder können sowohl zivil- als auch strafrechtlich verfolgt werden.

lung (das wäre legitim gewesen), sondern Burns übernimmt an vielen Stellen allzusehr auch ihre wertende Perspektive – so z. B., als sich im Vorfeld des Revisionsprozesses von Rennes die Verteidiger Dreyfus' über die richtige Prozeßstrategie streiten. Einzelne Akteure der »Affaire«, deren Verhältnis zum Familienclan eher distanziert war, werden zu sehr am Rande behandelt – am deutlichsten wird dies bei Picquart, doch einer der ganz zentralen Figuren des Dramas, dessen mutiges Agieren mit nur wenigen Sätzen abgehandelt wird. Da jedoch, wo es tatsächlich um das Erleben der »Affaire« durch die Familie geht, ist Burns weiterhin stark: Er erklärt, wie sehr sie sich – vor allem Mathieu, aber auch Alfred selbst – mit den Werten identifizierte, die die »dreyfusards« untereinander verbanden; so zeigt er, daß Léon Blum Unrecht hatte, wenn er später (in seinen »Souvenirs sur l'Affaire«) bezweifelte, ob Alfred Dreyfus selbst ein »dreyfusard« geworden wäre. Bei allem Konservatismus seiner Persönlichkeit war Dreyfus doch ein überzeugter Republikaner und dem »modèle républicain« der III. Republik mit allen seinen Werten fest verbunden. Interessant und neu ist in diesem Teil der Arbeit vor allem, was Burns über die Arbeit Dreyfus' nach dem Prozeß von Rennes zu berichten hat. Seine lebendige Teilnahme an dem politischen Leben der »Belle Epoque«, sein Engagement in den republikanischen Salons, beispielsweise dem der Marquise d'Arconati Visconti, seine (kritische) Freundschaft mit Jaurès und seine Aufgeschlossenheit gegenüber der sozialen Frage – all dies zeigt uns ihn als einen durchaus typischen »dreyfusard«. Überzeugend führt Burns auch vor, wie diese Verbundenheit mit dem Regime dazu führte, daß Dreyfus den Initiativen seiner radikaleren Ideen zuneigenden Gefährten immer skeptisch gegenüberstand: Weder sah er in seiner Affäre das Zeichen einer allgemeinen antisemitischen Gefahr (wie Bernard Lazare), noch den Ausdruck einer strukturell ungerechten Gesellschaftsordnung (wie Jean Jaurès).

Der Schlußteil der Arbeit, der sich mit der Generation der »héritiers« beschäftigt, fällt gegenüber den beiden ersten großen Blöcken etwas ab: Aber dies liegt auch in der Natur der Sache. Nicht nur die Dreyfusards, auch die Dreyfus selbst folgten – vor allem nach dem Weltkrieg – unterschiedlichen Wegen, und wenn Burns bei einigen Familienmitgliedern aus der Generation der »Erben« die gleichen Orientierungen findet, die auch das Leben von Alfred und Mathieu dominiert hatten, so galt dies schon nicht mehr für die ganze Familie.

Das trübt jedoch nicht den ausgesprochen positiven Gesamteindruck, den das Buch hinterläßt. Vielleicht ist es stellenweise eine Spur zu detail- und quellenverliebt (300 Seiten hätten es auch getan, zumal der Autor eine ganze Reihe von Familienanekdoten zum Besten gibt, die der eigentlichen Demonstration wenig nützlich sind) – Burns recht eingängiger Stil aber läßt auch dieses Manko erträglich werden.

Daniel MOLLENHAUER, Freiburg

Liah GREENFELD, *Nationalism. Five Roads to Modernity*, Cambridge, Mass. (Harvard University Press) 1992, 581 S.

Das umfangreiche Werk ist gleich bei seinem Erscheinen von eiligen Rezensenten als eine der wichtigsten neueren Arbeiten zur Nationalismusforschung gepriesen worden. Das war berechtigt, allein schon deshalb, weil das Buch eine beeindruckende Fülle literarischer Zeugnisse auswertet und die Geschichte von fünf großen Nationen vom 16. bis zur Mitte des 19. Jh. behandelt. Aber von einem vergleichenden Ansatz zu sprechen, was auf den ersten Blick zu vermuten wäre, ginge zu weit. Im Grunde stehen die in sich geschlossenen Studien über England, Frankreich, Rußland, Deutschland und die USA mehr oder weniger unverbunden nebeneinander, von gelegentlichen Querverweisen abgesehen und den in der Einleitung erläuterten Prämissen des methodischen Vorgehens, die allen zugrunde liegen. Bezeichnenderweise fehlt am Ende dann auch eine Zusammenfassung, in der die Ergebnisse der Länderanalysen ausgewertet werden und die Autorin sich mit dem Wesen der Moderne

und der Bedeutung kollektiver Identitäten in der modernen Gesellschaft noch einmal gründlich auseinandersetzt. Ein knappes Nachwort, in dem einige Schlußfolgerungen kurz angesprochen werden und »nationality« (verstanden als nationale Identität bzw. Loyalität) als konstitutives Prinzip der Moderne bezeichnet wird, vermag das nur unzureichend zu leisten.

Greenfelds Thema ist nicht eigentlich Nationalismus im deutschen Sinne, also die emanzipatorische oder aggressive Ideologie des 19. und 20. Jh., sondern die Nationswerdung großer sozialer Gruppen, die Entwicklung von Nationalbewußtsein und nationaler Identität in ihnen, die Herausbildung ideeller und struktureller Besonderheiten in den untersuchten Gesellschaften. Vom methodischen Ansatz her ist diese monumentale Studie dabei konventionell und unkonventionell zugleich. Unkonventionell ist zum einen die Auswahl der Analyseobjekte. Während sich die Nationalismusforschung in den letzten Jahrzehnten bei ihren empirischen Untersuchungen und theoretischen Spekulationen vor allem auf die sogenannten kleinen Nationen konzentriert hat, rechtfertigt die amerikanische Soziologin ihre Entscheidung damit, daß die fünf Nationen ihrer Wahl »major actors in modern politics« (S. 488) seien. Ihr nationales Bewußtsein habe in besonderer Weise die politische Struktur und den kulturellen Charakter der Moderne definiert. In ihnen sei das Schicksal unserer Welt entschieden worden (S. 23). Unkonventionell ist zum zweiten, daß für Greenfeld nicht Frankreich, sondern England die erste moderne Nation ist. In England habe sich seit dem 16. Jh. ein individuelles, bürgerliches, die Gleichheit und Freiheit aller forderndes Nationalbewußtsein entwickelt, das sich dann mit entsprechender zeitlicher Verzögerung auch in den nordamerikanischen Siedlerkolonien der Briten durchsetzte. Lange vor der großen Französischen Revolution sei die moderne Welt in England geboren worden. »The birth of the English nation was not the birth of a nation; it was the birth of the nations, the birth of nationalism« (S. 23). Konventionell ist hingegen Greenfelds geistesgeschichtlicher Ansatz. Genauer: Sie greift auf einen Ansatz zurück, der seit Friedrich Meinecke und Hans Kohn die Forschungen zum Nationalismus lange Zeit dominiert hat. Gründlich und akribisch führt sie wie Meinecke in seinem berühmten »Weltbürgertum und Nationalstaat« eine Fülle von literarischen Äußerungen auf, welche die Entstehung und Förderung von nationaler Identität in der gebildeten Elite der fünf untersuchten Gesellschaften überzeugend nachzeichnen. Die kommunikationssoziologischen Arbeiten eines Karl Deutsch oder moderne sozialgeschichtliche Ansätze werden ausgeblendet. Man wird allerdings zugeben müssen, daß dieses methodische Vorgehen zu einem guten Teil durch die Fragestellung der Arbeit bedingt ist.

Möglich ist eine so umfassende und universal ausgerichtete Analyse nur auf der Grundlage einer stupenden Gelehrsamkeit und ungewöhnlicher Sprachkompetenz. Beides kann man Greenfeld neidlos bescheinigen, ebenso das Verdienst, der Nationalismusdebatte neue Anstöße zu geben. Aber das Werk, zweifellos bedeutend und anspruchsvoll, zeigt auch die Gefahr auf, daß selbst der gelehrte Umgang mit nationalen Problemen nicht immun macht gegenüber nationalen Vorurteilen und Stereotypen. So ist es höchst problematisch, wenn Greenfeld allzu bereitwillig das Klischee vom »guten«, liberal-bürgerlichen Nationalismus der Engländer und Amerikaner übernimmt und den »schlechten«, autoritären und kollektivistischen Nationalismus der anderen kritisiert. Das ist eine verwunderliche, weil simplistische und idealisierende anglo-amerikanische Perspektive, in der z.B. Phänomene wie Sklaverei in den amerikanischen Südstaaten ebensowenig vorkommen wie britischer Kolonialismus und Imperialismus. Im Kapitel über Deutschland schreibt Greenfeld: »A direct (though not »absolutely clear and unchallenged«) line connected Hitler to the idealistic Romantic patriots of the Wars of Liberation«. Die Autorin behauptet, daß »Germany was ready for the Holocaust from the moment German national identity existed. It is imperative to realize this« (S. 384). Ach, wäre doch Geschichte so gradlinig, durchschaubar und übersichtlich!

Eine unbefriedigende Antwort gibt sie letztlich auch auf die Frage nach dem Zusammenhang von Nationalismus und Moderne. Nationalismus habe unsere Welt geformt, schreibt Greenfeld (S. 21) und noch apodiktischer: »I see modernity as defined by nationalism«

(S. 18). Man kann diese Sicht akzeptieren, doch besonders hilfreich ist sie nicht für denjenigen, der den modernen Nationalismus, Nationalbewußtsein und den Prozeß des »nation-building« besser verstehen möchte. Gerade dieses Thema hätte es verdient, eingehender diskutiert zu werden.

Peter ALTER, Duisburg

Jacques LE RIDER, *La Mitteleuropa*, Paris (Presses Universitaires de France) 1994, 127 S. (Que sais-je?, 2846).

Mitteleuropa wird seit dem 19. Jh. als sehr schillerndes Schlagwort diskutiert: als Ansatzpunkt für deutsche Hegemonie, gar Eroberung der Gebiete westlich Rußlands, aber auch als Vehikel für eine übergreifende Identität der kleineren Völker und Staaten zwischen Deutschland und Rußland. Man kann sehr wohl mit dem Österreicher Anton Pelinka das Ganze für eine intellektuelle Schimäre damals wie heute halten (S. 104). Aber gerade in Frankreich ruft das Schlagwort offenbar immer schon und gerade heute nach der deutschen Vereinigung alptraumartige Reaktionen hervor, von denen auch der kenntnisreiche und viel belesene Autor nicht frei ist.

Der deutsche »Drang nach Osten« stellt für ihn einen kontinuierlichen Mythos von 800–1933 dar, sei analog zum amerikanischen Marsch nach Westen auf dem Nordamerikanischen Kontinent im 19. Jh. zu sehen (S. 20). Da stellen sich doch starke Bedenken ein. Der Verf. beginnt beim mittelalterlichen christlichen Reich, der Ostkolonisation, referiert die Ansichten von einer Diskontinuität dieser Expansion in der frühen Neuzeit, nur um dann nach Auflösung des Alten Reiches 1806 immer wieder Zeugnisse zu sammeln, die eben doch an dieses Alte Reich anknüpfen. Die Lektüre ist kenntnisreich und belesen, aber nicht eben leicht. Le Rider springt zeitlich vor und zurück, stellt Gustav Freytags antipolnische Bilder ebenso dar wie Friedrich Naumanns Mitteleuropa-Ideen 1915, knüpft an diesen unvermittelt Hans Grimms Vorstellungen vom »Volk ohne Raum« an.

Die NS-Zeit mit viel weiter gesteckten Zielen (aber Carl Schmitt wird herangezogen) bleibt ausgeklammert. 1945 sei ein Bruch entstanden, aber mit der deutschen Vereinigung, im Grunde schon seit den frühen achtziger Jahren, stellten sich die alten Fragen neu: eine deutsche ökonomische, kulturelle, politische Hegemonie. Man fragt sich, was die kenntnisreichen Ausführungen über jüdische Kultur in Prag, in Galizien, in der Bukowina – sie gingen ja alle durch die NS-Verbrechen unter – mit der Frage deutscher Expansion zu tun hatten, was die Ansichten französischer Germanisten vom 19. bis 20. Jh. zu Mitteleuropa zum Thema beitragen. Das verwirrende Mosaik des Verf. wird dadurch noch verstärkt, daß er zu den einzelnen Positionen häufig aktuelle Zusammenfassungen aus der heutigen französischen publizistischen Zeitschriftendebatte heranzieht, wobei manche Autoren ihrerseits wieder in großem Wurf historiographisch raffen. Da bleibt Yves Lacostes geopolitische Sorge vor einem deutschen »IV. Reich« (S. 29) als eine gewisse Notwendigkeit ebenso stehen wie die Behauptung eines engen Zusammenhangs der deutschen und der serbischen Frage, da die Deutschen ja aus machtpolitischem Eigennutz Jugoslawien vor kurzem zerschlagen hätten.

Mir fehlt bei vielen, oft nicht gewichteten Facetten der deutschen, vor allem aber der österreichischen wie auch der polnischen, tschechischen oder ungarischen Debatte – daß es auch ukrainische Mitteleuropaideen heute gibt, wird knapp erwähnt – völlig unklar, welchen Stellenwert, welche Bedeutung die einzelnen Stimmen damals und heute in der intellektuellen Debatte der Zeit und in der politischen Bedeutung für die nationale Politik hatten. Mir scheint vieles außerordentlich übertrieben und mehr von der heutigen Angst als von der realen Entwicklung oder Bedeutung in der Zeit zu künden.

Der Autor gibt zwei widersprüchliche Antworten auf die Zukunft jenes Mitteleuropa. »Impérialisme allemand, impérialisme russe, ou l'instabilité chronique de petits Etats sans